

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Das Haus

[urn:nbn:de:bsz:31-337056](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337056)

## Das Haus.

In einer kleinen, aber für den Handel günstig gelegenen Stadt des deutschen Nordens bestand ein Handelshaus, dessen Name ein in der Handelswelt geachteter, dessen Verbindungen weit ausgedehnt waren. Zwei eng verbundenen Männer, Compagnons, wie die Handelsprache ein solches Verhältniß wohl zu bezeichnen pflegt, standen diesem Hause vor, zwei Männer an Jahren, Schicksal und Charakter sehr ungleich. Herbst, der Ältere der Beiden, und nach dem das Handelshaus die Firma „Herbst und Compagnie“ führte war grämlich, wortkarg, das Geld über die Maßen liebend, auf seinen Namen in der Handelswelt, auf die Achtung, deren seine Unterschrift an allen Börsen genoß, stolz, wie nur ein Junker es auf seine sechszehn Ahnen seyn kann und in diesem Geldstolze Aermere oft schändere genug mißhandelnd; von Haus aus im Wohlstand erzogen, hatte er nicht durch Erfahrung jemals kennen gelernt, was bittere Sorge, was Noth heißt, und ihm fehlte jener menschliche Sinn, jener Verstand des Herzens, wie man es nennen möchte, der sich aus der Behaglichkeit des Ueberflusses, aus dem gesicherten Besitz hinzudanken vormag in die Hütte des Armen, an das schlaflose Bett des rastlos Strebenden, des erfolglos sich Mühenden, um zu mildern, zu helfen, die kräftige Hand zu bieten. Doch war Herbst trotz seines Hochmuthes und seines Mangels an mildem Sinne das, was in der Welt „ein guter Mann“ bedeutet, er drückte Keinen, erlaubte sich kein Unrecht, mit seiner Frau hatte er in der friedlichsten Ehe gelebt, den einzigen Sohn, den sie ihm hinterlassen, liebte er innig und bethätigte ihm diese Liebe in seiner Weise, das heißt, er mühte sich aus allen Kräften so viel Geld als möglich für ihn zu sammeln.

Duch für Winterabende.

Ganz anders als dieser Herbst, in dessen Wesen all die Schwächen, all die Häßlichkeiten, aber auch die guten Eigenschaften sich spiegelten, die dem Menschen wohl anzukleben pflegen, der in kleinen ruhigen Kreisen sich bewegt, das Herz nicht erhoben, nicht erschüttert von großen Freuden, von gewaltigen Leiden, war sein Geschäftsgenosß Ernst Wittig; sein Wesen in wenig Worten zu bezeichnen würde nicht möglich seyn, es mag aus dem Verlaufe dieser Erzählung hervorgehen. Den Vater hatte er nie gekannt, seine Mutter erinnerte sein Daseyn selbst an einen Fehltritt, der ihr ganzes Leben zu einem traurigen, an Mißgeschick, an Entbehrungen und Kummer überreichen hatte werden lassen. So wuchs er in freudloser Jugend auf, aber was dem Jahre der Frühling, das ist die Jugend dem Leben des Menschen; wie selten sind die Jahre gesegnet, da die Frühlingsmonate voll Sturm, voll Regen allein waren, da neidische Wolken die Maisonne stets gebannt hielten, daß ihr Lächeln nicht erfreuen konnte? So auch wird das Leben selten ein gutes, selten ein wahrhaft fruchtbringendes werden, dessen Jugend trüb, gedrückt, von keiner Liebe der Eltern, der Geschwister, Bekreundeter verklärt worden ist. — Fünfzehn Jahre war Ernst Wittig alt, als er bei dem Vater Herbst's in die Lehre trat; der junge Herbst, ein stattlicher junger Mann, stand damals dem schon alten Vater als Geschäftsgenosß zur Seite. Er unterwies den Lehrling, er erkannte bald dessen kaufmännischen Sinn, dessen strenge Ordnungsliebe, dessen eisernen Fleiß, aber in seinem Wesen lag nichts Aufmunterndes, er hatte kein freundlich anerkennend Wort für den Knaben; thut er ja doch nichts mehr als seine Schuldigkeit, dachte er, und haben wir ihn nicht genommen ohne Lehrgeld, lassen wir ihn nicht das Gnadenbrod essen? Herbst's Vater starb und er allein an der Spitze seines Geschäftes breitete dasselbe mehr und mehr aus, größere Unternehmungen wurden mit kluger Berechnung ausgeführt, daneben wurde der kleine Verkehr, der Verkauf, der bei Groschen und Pfennigen einen sicheren Gewinn adwirft und so das Wagniß größerer Spekulationen deckt, erweitert; Herbst's Laden war der besuchteste in der Stadt, seine Kunden zählte er unter den Ersten unter den Honoratioren, wie sie die her-

kömmliche Sprache bezeichnet, die so Ehre, Stellen, Geld und Ordensbänder in der wunderbarlichsten Weise zusammenknetet. Ernst Wittig hatte indessen seine Lehrzeit vollendet, mit fünf langen Lehrjahren hatte er es abverdienen müssen, daß sie ihn ohne Lehrgeld genommen hatten. Herbst erkannte wohl, wie förderlich ihm der Lehrling gewesen war, wie er den vermehrten Verkehr im Kleinverkauf zum größten Theil seiner Emsigkeit verdankte, er nahm ihn als Gehülfen mit einem spärlichen Gehalte wieder in seinen Dienst. Eine rastlose Thätigkeit war Wittig zum Bedürfniß geworden, die andern Gehülfen gingen in ihren Freistunden in ihr elterliches Haus, einer von ihnen hatte eine Braut. Ernst hatte Niemand, der Antheil an ihm nahm, ihn empfing kein elterliches Haus, für ihn schlug kein Herz in Liebe. Seine Freistunden waren wieder Arbeit, er trieb Sprachen, Handelswissenschaften. Der größte Luxus, den er sich erlaubte, waren Bücher, die ihn über kaufmännisches Wissen belehren konnten; sie studirte er emsig, aber nie kam ein Dichterverk in seine Hand, die edelsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes waren für ihn nicht vorhanden. Der starre Nutzen war sein Gott allein. Wie der Bergmann Leitern zu Leitern sügt, mühsam hinabzukommen in den dunkeln Schacht, der ihm Gold und Silber birgt, so und nur so allein trieb Wittig seine Studien, daß sie ihm nützten, daß sie ihm Gold, daß sie ihm Besitz verschafften. Zu seinem Geschäftsherrn stand er, trotz der vielen Jahre, die sie nun schon mit einander verlebt hatten, noch immer ganz fremd; in allen auf das Geschäft bezüglichen Dingen fragte Herbst seinen Gehülfen oft um Rath; Freundlichkeit, Wohlwollen bewies er ihm nie, „er ist brauchbar, sehr brauchbar“, sagte er sich, „aber er bekommt ja auch einen schönen Gehalt.“

Jahre auf Jahre vergingen so, Herbst war Wittwer geworden, und nur die kecke fröhliche Knabenstimme seines einzigen Sohnes Wilhelm tönte bisweilen durch das Geldzählen und Waarenabwiegen, durch das Geräusch der Fässer und das Krigeln der Schreibfedern. Wittig indessen dachte daran, sich zu verheirathen, er gefiel einer Handwerkerstochter, sie war Witwe, gleich ihm, aber das einzige Kind ihrer Eltern, besaß

sie einiges Vermögen. Er liebte sie weiter nicht, aber der Ehestand schien ihm behaglicher, als das einsame Junggesellenleben, auch das Vermögen des Mädchens reizte ihn, mit ihm konnte er sich Unabhängigkeit erwerben. Das Paar war bald einig geworden, die Tochter des Handwerkers hatte gern eingewilligt; Kaufmannsfrau zu werden schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig. Er verlangte von Herbst seine Entlassung; „was wollen Sie denn unternehmen?“ fragte ihn dieser.

„Marie Edler, die einzige Tochter des verstorbenen Bäckers ist meine Braut, mit ihrem Vermögen, mit dem Wenigen, was ich mir ersparen konnte, denke ich ein selbstständiges Geschäft zu gründen, es sind hier sieben Spezerei- und Expeditionsgeschäfte im Orte, es wird sich auch noch mit einem achten thun. Ich habe regelmäßig gelernt, bin bei der Gilde eingeschrieben und ausgeschrieben, meine Braut ist eine Hiesige und eine Bürgerstochter, man wird mir die obrigkeitliche Erlaubniß zur Gründung eines Geschäftes gewiß nicht versagen.“

„Nein, nein, gewiß nicht, ich freue mich, daß es Ihnen mit der Heirath so geglückt ist.“

Am Morgen hatte Wittig seinem Herrn gekündigt, Mittags am gemeinschaftlichen Tische war dieser noch einsilbiger, als er es gewöhnlich zu seyn pflegte. Nachmittags verließ er das Comptoir früher als sonst. Er wolle einen Gang in's Freie thun, er müsse sich etwas überlegen, sagte er seiner Haushälterin. Andern Tages, als er seiner Gewohnheit nach sehr frühe in's Comptoir kam, trat er freundlich auf Wittig zu, der mit dem Hauptbuche beschäftigt war. „Herr Wittig,“ sagte er, „darf ich Sie wohl bitten, vor Tische ein Stündchen zu mir herauf zu kommen, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu überlegen.“

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß Herbst ihn, seinen ehemaligen Lehrling, Herr nannte.

Die Zusammenkunft in Herbst's Zimmer dauerte lange, er stellte Wittig vor, wie zu weit getriebene Concurrnz nur das Geschäft zersplittere, neben den sieben bestehenden Handlungen werde eine achte schwer aufkommen können, er erbot sich, seinen Gehalt um einen Drittel zu erhöhen, wenn er sich zu fernerm Weiben in seiner Handlung auf eine Reihe von

Jahren verpflichten wolle. Wittig durchschaute leicht die Quelle, aus der die Warnung vor der Gründung eines Geschäftes floß, er war sich der Dienste recht wohl bewußt, die er der Herbst'schen Handlung geleistet, er wußte, es lag in seiner Hand, manchen Kunden zu sich herüberzuziehen, sich mancher einträglichen Verbindung zu versichern. Er lehnte die angebotene Vermehrung seines Gehalts ab, er sehnte sich nach Unabhängigkeit.

„So gibt es denn kein Mittel, Sie meinem Geschäfte zu erhalten, Herr Wittig?“, sagte Herbst nach langem Gespräche.

„Eins gibt es.“

„Und welches, und welches?“

„Wenn Sie in Zukunft nicht mehr mein Geschäft, sondern unser Geschäft sagen wollen.“

„Wie verstehen Sie das?“

Wittig setzte dem Andern nun ruhig auseinander, wie er jetzt einiges Geld, fünftausend Thaler, das Vermögen seiner Braut, dann achthundert Thaler, die er sich während seines zehnjährigen Dienstes als Gehülfe erworben habe, in das Geschäft einschließen könne. Herbst sollte ihn als Compagnon annehmen, er wolle nicht mehr verlangen, als sein kleines Vermögen gut verzinst und einen mäßigen Gewinnanteil für seine Mühen.

Herbst erbat sich den Nachmittag zur Bedenkzeit; er konnte sich den tüchtigen geschäftsgeübten Arbeiter erhalten, er konnte sich einen gefährlichen Concurrenten ersparen, es kam ihm sauer an das alleinige Regiment in der Handlung aufzugeben, doch entschloß er sich dazu.

Am folgenden Tage war wieder eine lange Zusammenkunft auf Herbst's Zimmer, dieser empfing Wittig mit den Worten: „schlagen Sie ein, Herr Wittig, von Ultimo Juni an heißt dieses Geschäft Herbst und Compagnie!“

Dann wurden die näheren Bedingungen verabredet, ein Benachrichtigungsschreiben an die Handelsfreunde entworfen, das von der Veränderung im Herbst'schen Geschäfte berichtete, und wie Wittig's Unterschrift jetzt gleiche Geltung habe mit der Herbst's, wie sein Wort gleich viel gelte als das des Andern.

Als dieses in Ordnung war, dachte Wittig ernstlich an die Begründung seiner Häuslichkeit; auch hier waltete sein eng begränzter, sein auf das Nützliche vorherrschend gerichteter Geist vor. Ordentlich, solid, auf lange Dauer berechnet, ward alles Hausgeräth angeschafft. Den Einwendungen seiner Braut, die nach Mädchenart das Schmecke, das Zierliche vorziehen mochte, entgegnete er in seiner kurzen Weise: „liebes Kind, laß uns fünf Jahre älter seyn, und an die Stelle dieser eichenen Tische, dieser Strohstühle sollen Luxusmöbeln treten, jeder Thaler, jetzt meinen Summen im Geschäft entzogen, ist allzugroßer Verlust. Laß mich nur gewähren, ich war ein armer Schlucker und hab' Freude daran, endlich mich behaglich zu betten, aber nichts übereilt, nichts übereilt!“

Die Hochzeit wurde in den engen Räumen gefeiert, welche das junge Ehepaar fortan bewohnen wollte. Herbst und die Gehülfen aus dem Geschäfte waren eingeladen zu der bescheiden gehaltenen Frier. Bei Tische saß Herbst neben dem Bräutigam: „so ist's Recht,“ sagte er ihm halblaut, „so ist's recht, hübsch bürgerlich, hübsch bescheiden Alles bei Euch. Ihr habt sehr von der Pöcke auf dienen müssen, Freundchen, 's ist hübsch, daß Ihr das nicht vergeßt. Denkt es mich doch noch, als ob's gestern wäre, wie Ihr herkamt in unser Haus zu Fuß vom Dorf hergelaufen; ich wollt' Euch einen Groschen schenken, als der Vater, Gott hab' ihn selig, sagte: nicht doch, Heinrich, es ist ja unser neuer Lehrling, den wir auf des Herrn Pfarrers Empfehlung nehmen um Gotteswillen. Und nun! Ihr habt Glück und führt die Braut heim, eine recht hübsche Braut. Freilich eng, sehr eng habt Ihr's noch, die Zimmer sind klein, je nun, man muß sich strecken nach der Decke, sagt das Sprichwort, und Ihr Freundchen habt's doch weit genug gebracht von Nichts herauf!“

Ueber Wittig's sonst so kalten ruhigen Züge lagerte sich der Ausdruck des bittersten Zornes, höhnisch zuckte es in seinen Mundwinkeln — aber nur einen Augenblick, — dann faßte er sich wieder: „Ja, Herr Compagnon, mir hinterließ der Vater kein blühendes Geschäft, wie der Ihrige, ich hab's mit fauer werden lassen müssen in der Welt. Meine Wohnung

ist eng, Sie haben ein schönes Haus, auch geerbt vom seligen Vater, nur Geduld, nur Geduld, ich bring's auch wohl noch dazu. Komm' Anna, rief er seiner Braut zu, „stoß still mit uns an, es ist sehr eng in unserer kleinen Wohnung, wie Herr Herbst eben bemerkt: auf unser Glück! Es leben die Zimmerleute und Maurer, ich hoffe, ich erleb's noch, daß wir das schönste Haus in der Stadt haben!“

Wittig's Eintritt in das Herbst'sche Geschäft als Theilhaber ward diesem sichtlich zum Segen; damals wütheten die Napoleonischen Kriege durch Europa; was Tausenden Unglück und bitteres Elend brachte, schlug Einzelnen zum Glücke aus. Nicht umsonst hatte der neue Compagnon als Lehrling bei der ärmlichen Dellampe in der kalten Kammer, als Commis an den Sonntagen, während die Andern zu Spiel und Zeitvertreib gingen, über den Büchern gefessen. Kundigen Auges vermochte er jetzt die Handelsverhältnisse zu übersehen, sie zu seinen Gunsten zu benutzen. Seine Ehe war ziemlich glücklich, seine Frau, ein harmloses, gutmüthiges Geschöpf, hatte ihn mit drei Kindern beschenkt.

Acht Jahre lang hatten Herbst und Wittich das Geschäft gemeinschaftlich betrieben, da starb Herbst. Er war zum Greise geworden in den letzten Jahren, von Schwäche und Krankheit mannigfach heimgesucht, und die wirkliche Leitung des Handlungshauses hatte seitdem fast ganz allein in Wittig's Händen gelegen. Kurz vor seinem Tode entwarf Herbst sein Testament; die Handlung sollte fortbestehen unter dem Namen Herbst's Nachfolger, und zur Hälfte für Rechnung seines Sohnes verwaltet werden. Zum Vormund Wilhelms, dieses seines einzigen Sohnes, aber setzte er seinen Geschäftsgenossen Wittig ein, und derselbe sollte dessen Vermögen bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre, wo er nach Landesbrauch mündig werde, verwalten, nach bestem Wissen und Ermessen. „Und hoffe ich“, lautete es in dem Testamente, „mein Freund Wittig werde sich, was mein Vater selig und was ich, der anjezt Testirende, seit vielen Jahren ihm Gutes und Liebes erwiesen, dankbarlich erinnern und dasselbe an meiner einzigen Waise zu vergelten trachten.“



Wittig las dieß Testament mit ganz andern Gefühlen als der es verfaßt wohl hatte bezwecken wollen; „wie einen Sklaven haben sie mich gehalten und der alte Narr spricht von Güte und Liebe“, sagte er sich. „Dankbarkeit! was ich ward, ward ich durch mich, durch diesen eisernen Fleiß, der mich vor der Zeit altern läßt; habe ich's ihm nicht abtrogen müssen, was ich erhielt, nicht abzwingen dadurch, daß ich ihm unentbehrlich wurde! Und wie sah er immer auf mich hernieder, wie manch demüthigend Wort brachte mir seine üble Laune, wie viel demüthigender noch war mir seine Freundlichkeit. Dankbarkeit!“

Der kleine Wilhelm, der jetzt in Wittig's Obhut kam, ein vierzehnjähriger Bube, hatte alle Fehler und Untugenden eines verzogenen, einzigen Kindes in sehr reichem Maße. Wittig nahm ihn zu sich in's Haus, er sollte mit seinen Kindern gemeinschaftlich Unterricht haben. Von Wittig's drei Kindern war Marie die älteste, neun Jahre alt, zwei Knaben waren jünger. Die Kinder waren schüchtern und still, Wittig liebte sie wohl, aber seinem ewig rechnenden, ewig auf Geld und Gewinn gerichteten Sinn war es nicht gegeben, Kinderherzen zu sich heranzuziehen; die Mutter war eine gute, aber sehr beschränkte Frau.

Der verstorbene Herbst hatte, wie viele Menschen, die auf Geld und Besitz einen übertriebenen Werth legen, seinem einzigen Sohne nicht genug vorerzählen können, wie er für ihn Sorge und sich abmühe, wie er einmal sehr reich werde, reicher selbst als die Söhne der adeligen Justizräthe in der Stadt, und dieses ewige Erzählen und Prahlen war auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Wilhelm hielt sich schon für etwas bedeutend in der Welt, weil er seiner Meinung nach viel besaß, er war anmaßend, absprechend und lernte weit weniger, als er bei guten Anlagern, die er besaß, hätte lernen sollen. Doch war sein Herz noch nicht verdorben. Marie, Wittig's ältestes Kind, war oft seine Gespielin, die Kinder hatten sich gleich, als Wilhelm in's Haus kam, traulich aneinandergeschlossen; in Marie war das Ueberwachende, Erziehende, Mütterliche, wenn man das Wort schon bei einem Kinde gestatten will, das edleren weibli-

chen Naturen eigen ist, schon früh erwacht, sie suchte dem Knaben manche Unart abzugewöhnen, sie bettelte von ihm für Arme manchen Groschen von dem Taschengeld, das ihm der Vormund sehr reichlich zufließen ließ.

Nach vier Jahren, die er in Wittig's Hause verlebt hatte, verließ es Wilhelm, um die nahe Universität zu beziehen. Gern sagte er der Stadt Lebewohl, in der er geboren war; was nur die erregte Phantasie eines Primaners von den Herrlichkeiten der akademischen Freiheit träumen kann, schwebte seiner Seele vor, als er das Zeugniß in Händen hielt, das ihn zum Abgange zur Universität befähigte. Und doch, in seinem Herzen war Etwas, das ihn heimlich fesselte an seine Vaterstadt. Als er von Allen Abschied nahm, stand Marie verlegen in einer Ecke, sie allein war es, die ihm von Herzen gut war in diesem Hause, er wußte es und von ihr ward ihm das Scheiden schwer.

Auf der Universität führte Wilhelm einen wahrhaft thörichten Lebenswandel, er suchte die Gesellschaft nicht der Tüchtigsten, sondern der Vornehmsten, in Gelagen und Lustbarkeiten ward alle Zeit verschwendet; die Genossen ersahen bald des neuen Ankömmlings, des Fuchses, wie ihn die Studentensprache heißt, schwache Seiten. Zu Leichtsinningen, die mit ihm leichtsinnig leben wollten, gesellten sich bald einige berechnende Bösewichter, die seine stets volle Börse methodisch lernten. Wilhelm hatte wenig sittliche Kraft, sein Vormund hatte ihm Lehrer gehalten für theures Geld, aber die erste Ermahnung, die liebevolle Sorge waren ihm stets fern geblieben. Das kleine Mädchen allein war ihm warnend zur Seite gestanden, sie war ihm jetzt fern; er schwamm fort im Strudel des leichtsinnigsten Lebens.

Zwei Jahre waren ihm so hingegangen ohne Nutzen für seine Ausbildung. Er fühlte allgemach eine entsetzliche Leere, er hatte Jurist werden wollen, seine Hoffnungen waren auf eine Anstellung im Staatsdienste gerichtet, aber nach zweijährigem Besuche der Landesuniversität sah er ein, daß er noch nicht die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft inne habe. „Ich stecke hier zu tief im Strudel der Zerstreungen“ sagte er sich, „anderswo werde ich fleißiger seyn.“ Er

schrieb nach Hause, um die Zustimmung seines Vormundes zu erhalten, da er seinen bisherigen Aufenthalt mit Berlin vertauschen wollte. Dieser, wie immer dem, was er wollte sehr willfährig, erteilte seine Zustimmung und lud ihn ein, die Ferien zuvor in seiner Vaterstadt zuzubringen.

Wilhelm leistete dieser Einladung Folge, er wollte den Kleinstädtern recht imponiren, nahm er sich vor; er spielte den Studenten in allen Unarten, die jenen übermüthigen jungen Leuten wohl eigen zu seyn pflegen, welche in der Universität nicht die Heimath ernster Wissenschaft, sondern nichts anderes als einen Tummelplatz ihrer Lust zu sehen gewöhnt sind.

„Er ist ganz wie der Vater“ sagte sich Wittig, „derselbe Stolz, dieselbe Verachtung Anderer, und ihm sollten die Mittel bleiben, sein Hochmuthstreiben noch Jahre lang fortzusetzen, das Geld zu verschleudern, das mein Fleiß fast allein erworben hat.“ Finstere Absichten, die lange schon in seiner Brust geruht, reiften jetzt, als er des übermüthigen Jünglings Treiben so sah.

Marte sah Wilhelm wenig, sie sprach nur scheu und verlegen mit ihm. „Warum nennst Du mich nicht mehr Du, wie früher?“ fragte er sie.

„Weil Sie ein ganz Anderer geworden sind.“

Er überhörte, was Vorwurfsvolles in diesen Kindesworten lag.

Mit den besten Vorsätzen langte er in Berlin an, aber es blieben eben nur Vorsätze, es fanden sich wieder Genossen aus jenen Kreisen, in denen er sich in R\*\* bewegt hatte, das Corpus juris mußte wieder der Champagnerflasche weichen, die Zeit der Vorlesungen nahm fast immer hohes Kartenspiel in Anspruch. — Ein Jahr war wiederum so vergangen, in dem er sein Leben nur mit den Wucherpflanzen wilder Genüsse, nicht mit Blüten, die einst Frucht geben, geschmückt hatte, da rief ihm ein Brief seines Vormundes ins Gedächtniß, daß er jetzt mündig sei. Zugleich meldete ihm Wittig, er sei nicht abgeneigt, die Handlung zu verkaufen, die er für gemeinschaftliche Rechnung führe, die Concurrnz im Det sei durch Gründung neuer Handlungen

vermehrt, und er fühlte sich bei herannahendem Alter nicht mehr rüstig genug zu täglichem Kampfe mit den Mitbewerbern. So sei er Willens, für die allerdings nicht bedeutende, aber doch annehmbare Summe von achttausend Thalern die alte Handlung zu verkaufen, und frage bei ihm an, ob er seine Zustimmung dazu geben wolle.

Wilhelm schrieb zurück, er danke für die so gewissenhafte Führung der Vormundschaft und sei mit Allem, was Wittig gethan, so auch mit dem Verkaufe der Handlung zufrieden.

Dann blieb er noch ein Jahr in Berlin, von Zerstreuung zu Zerstreuung eilend, von Genuß zu Genuß taumelnd, er war zuletzt in die Hände von Spielern gefallen, sie nannten sich Grafen, Barone und trieben unter dem Schutze von Wappenschildern ihr Gewerbe, junge Thoren zu plündern, sehr in's Große und ziemlich lange. Wenig Wochen des Verkehrs mit diesen Spielern kosteten Wilhelm fünftausend Thaler seines Vermögens.

Niedergeschlagen, fränkeltnd, von Selbstvorwürfen geplagt, verließ er dann Berlin, um in seine Vaterstadt zurückzukehren, er hatte keinen rechten Plan für die Zukunft; vielleicht wird es sich machen lassen, dachte er, daß du als Theilnehmer in ein Geschäft eintrittst und dich so an ein thätiges Leben gewöhnst.

Dicht vor dem Thore seines Heimathsortes sah er Maurer und Zimmerleute an einem schönen neuen Gebäude beschäftigt; auf seine Frage, wer das neue Haus bauen lasse, erhielt er zur Antwort: der reiche Kaufmann Wittig.

Sein erster Besuch galt diesem, seinem ehemaligen Vormunde, der ihn sehr freundlich empfing und sich, wie er sagte, sehr freute, daß er nun wohl als Beamter in seiner Vaterstadt angestellt werde. Wilhelm hatte den Muth nicht, von den Planen zu reden, die er vorhatte, von seiner durch eigene Schuld verfehlten Laufbahn.

„Ich bin Ihnen auch noch die Abrechnung schuldig über Ihr Vermögen,“ sagte Wittig, „nun morgen früh, wenn's Ihnen gefällig ist. Ich bin recht froh, daß ich mich allmählig von manchen Geschäftssorgen abwickle, und viel

Sorgen hat mir die Verwaltung Ihrer Gelder und die vielen Verluste, die Sie erlitten haben, gemacht. Ja, ja ich bin kein Kind mehr, und mancher Andere in meiner Stelle würde davon reden, sich zur Ruhe zu setzen, ich aber, ich bin ein wahrer Geschäftsnarr, ein wahrer Arbeitsnarr, ich kann's nicht, ich habe statt der mit Ihrer Zustimmung verkauften Handlung mich wieder bei einer Baumwollenspinnerei betheiliget, ein Hausbau macht mir viel zu schaffen. Nun, morgen werden wir ja wenigstens auseinanderkommen."

Als Wilhelm aus Wittig's Zimmer trat, begegnete er Marie, sie war jetzt siebenzehn Jahre alt, schlank emporgewachsen, schön in der Blüte der Jungfräulichkeit. Er, der sonst so dreist, so zuversichtlich gewesen, grüßte sie schüchtern, "ach", sagte er sich seufzend, "wie glücklich könnte ich jetzt sein; wie matt und unnütz fühle ich mich durch eigene Schuld!"

Am andern Morgen fand die Abrechnung zwischen Wittig und Wilhelm statt. "Ich muß bemerken, sprach der, als er diese Bücher aufschlug, "Ihre Erziehung, Ihre Studien haben sehr viel, sehr viel Geld gekostet; nun, ich kann das nicht beurtheilen, ich habe mich so hinter dem Kadentische hervorgemacht und verstehe nichts von gelehrten Dingen. Sie werden gewiß was Rechts dafür in den Rechten gelernt haben." Er lachte über dieses Wortspiel und fuhr dann fort: "Ihr Herr Vater hinterließ sein Vermögen weniger in baarem Geld, als in Papieren, in leider nur seiner Ansicht nach guten Papieren. Die Obervormundschaft wollte das Vermögen eines Unmündigen nicht der Schwankungen der Börse aussetzen, und mit ihrer Zustimmung habe ich, wie die Bücher ausweisen, die Papiere allerdings mit großem Verluste, verkauft, um das Geld sicherer anzulegen. Ihre Studien, wie gesagt, sind sehr theuer gekommen, dann die Spielschuld, für die Sie Ihr Ehrenwort verpfändet hatten, eine schöne Summe, fünftausend Thaler! Na, reden wir nicht mehr davon, es war ein Jugendstreich. Sehen Sie hier nach Abzug aller Kosten Ihrer Studien, nach Abzug der unvermeidlichen Verluste an den Papieren, nach Abzug von mannichfachen Verlusten in der Handlung, durch

plögliches Fallen einiger unserer Hauptartikel verursacht, nach Abzug der fünftausend Thaler Spielschuld bleibt Ihnen noch die Summe von 3500 Thalern als Eigenthum, eine hübsche Zubuße zu dem Gehalte eines Beamten.“

„Wie, von dem Vermögen meines Vaters, der mit immer sagte, ich sei reich, sehr reich, ist nicht mehr geblieben, als dieser Bettel? Es ist nicht möglich! Sie treiben Ihren Scherz mit mir, oder Sie haben mich bestohlen, Sie sind an mir zum Diebe geworden!“

„Ich bin zu alt, mit einem jungen Menschen Scherz zu treiben, ein geachteter Name bürgt mir dafür, daß nur Sie, nur Sie allein in dieser Stadt mich schimpfen können. Hier diese Bücher lügen nicht, die Obervormundschaft hat meine Rechnungen geprüft, ihre Richtigkeit anerkannt. Das Handlungshaus „Herbst's Nachfolger“ ist mit Ihrer freien Zustimmung in fremde Hände übergegangen. Hier der Brief, in dem Sie Ihre Einwilligung zu dem Verkaufe geben.“

Wilhelm verließ in furchtbarer Aufregung das Haus. Er glaubte sich betrogen, aber wie es beweisen? Wie auftreten, er, von dessen Verschwendung, von dessen Leichtsinne die Kunde nur allzuverbreitet war, gegen den geachteten Geschäftsmann, dessen Handlungsweise die Behörde vollständig gebilligt hatte? Er ging zu Advokaten, sie bedauerten ihn achselzuckend. „Sie sind wohl schändlich betrogen“, sagte ein alter Anwalt, „aber die Beweise, die Beweise; Ihr Herr Wittig baut jetzt ein schönes Haus, mancher Thaler von dem Ihrigen mag darin stecken; dabei muß man ihm aber lassen, er war von Jugend auf ein betriebsamer Mann, es kann auch Alles redlich erworben seyn, obgleich mir die Verkäufe der Papiere, die angeblichen Verluste, die Ihnen abgeleitete Zustimmung zum Verkauf der Handlung höchst verdächtig vorkommen. Aber wie gesagt Beweise, Beweise, ohne die kann ich Ihnen mit dem besten Willen nicht helfen.“

Menschen, in denen im Grunde ihrer Seele noch etwas von sittlicher Kraft schlummert, ermannen sich wohl, wenn Unglück erschütternd, aber auch bessernd über sie kommt, so auch Wilhelm; er faßte feste Entschlüsse, er wollte das

Wenige, das ihm geblieben, weise anwenden, wollte durch ein nützliches Leben den thörigten Müßiggang seiner Jugend wieder gut machen. Er griff zum Wanderstabe, in seiner Vaterstadt war die Luft ihm gar zu drückend. Sein Weg führte ihn an Wittig's neuem Hause vorüber, freundlich schimmerten die blanken Ziegel, die frischen Farben, schlanke Säulen trugen den Balkon, von dem aus man weit über die Heerstraße bis zum fernen Horizonte blicken konnte. Es war das Meisterstück eines jungen Baumeisters aus der Stadt, und alle Kunstverständige lobten es um seiner zweckmäßigen Bauart, um seiner schönen leichten Verhältnisse willen.

Eine weibliche Gestalt stand an einem Fenster des stattlichen Gebäudes, es war Marie; es schien Wilhelm, als ob sie weine. „Du weißt nicht, daß ich gehe,“ sagte Wilhelm halblaut, „Dir zürne ich nicht, möge, was Dein Vater ungerecht gesammelt, Dir, nur Dir gedeihen, mögen die Thränen, die ich Dich vergießen sehe, die letzten Deines Lebens seyn!“

Am Abend dieses Tages weihte Wittig sein neues Haus mit einer glänzenden Gesellschaft ein. Die Herren von dem obern Gerichtshofe, der in der Stadt seinen Sitz hatte, alle die Vornehmsten und Reichsten waren eingeladen. Um Marie war mit fast auffallender Artigkeit ein junger Beamter bemüht, der Sohn des vorsitzenden Rathes in der Obervormundschaftsbehörde.

„Ich habe mein Wort gehalten,“ sagte sich Wittig, als sich spät in der Nacht die Gäste entfernt hatten. „Wie höhnte der alte Herbst meinen geringen Anfang an meinem Hochzeitstage, damals schwor ich, das schönste Haus in der Stadt wolle ich mir erbauen. Ich habe keinen Tag, keine Stunde diesen Schwur vergessen, und nun, nun endlich ist er erfüllt.“

Wohl war fast ein Vierteljahrhundert an jenem Hause vorübergegangen, da fanden zwei Wanderer an dem Thore, vor dem es stand, das Ziel ihres Tagemarsches. Der Eine war ein junger Mensch, einige zwanzig Jahre alt, von

hübschem, offenem Wesen, einfach bis zur Aermlichkeit gekleidet, der Andere mochte ein Fünfsziger seyn, er sah kräftig und entschlossen aus, recht wie Einer, der Manches erlebt, mancher Gefahr siegreich die Brust geboten hat. Die Beiden hatten sich vor einigen Tagen auf der Landstraße gefunden und dann ihren Weg gemeinschaftlich fortgesetzt. Auf den langen Märschen hatten sie manch' Stündchen verplaudert, die Mühen des Weges abzukürzen und der Langeweile zu entgehen, die dem einsamen Wanderer nur allzuzudringlich als Begleiterin sich bietet. Der Aeltere hatte seinem Genossen viel von dem fremden Lande, wo er wohne, viel von Amerika erzählt, dorthin sei er arm an Hoffnungen, fast der schlimmsten Betrübniß eine sichere Beute, gekommen, aber gewaltsam habe er sich aufgerafft, er habe eine Thätigkeit, einen Muth des Handelns überall um sich her gesehen, wie er nie zuvor geahnet, da habe auch er zugegriffen, er habe das Seemannshandwerk erlernt und Glück sei mit ihm gewesen auf all seinen Fahrten. Dann habe er die Tochter eines reichen Schiffscheders geheirathet, dessen bestes Schiff ihm anvertraut gewesen und mit ihr, nun ein sehr wohlhabender Mann geworden, in einer sehr glücklichen, aber nur zu kurzen Ehe gelebt, seine zwei Söhne würden, was er geworden sei, Seemänner; der Älteste, ein Bub von fünfzehn Jahren sei auch schon, das Handwerk zu erlernen, am Bord eines Kriegsschiffes, der Andere werde bald folgen. Jetzt sei er, da gerade eines seiner Schiffe in Hamburg ankere, um ausgebessert zu werden und dann als Rückfracht deutsche Waaren einzunehmen, Willens einige Wochen im alten Vaterlande umherzupilgern. „Ich bin recht fremd darin geworden,“ schloß er seine Erzählung, „ich glaube, ich könnte wochenlang in meiner Vaterstadt weilen, Niemand würde mich wieder erkennen.“

Der Jüngere hatte nur das Einfachste zu erzählen, er war der einzige Sohn einer Wittwe, früher hatten sie in guten Verhältnissen gelebt, waren aber ganz verarmt. Der Jüngling hatte sich zum Schullehrer gebildet, er kehrte eben aus der Residenz zurück, wo er eine Prüfung mit großem Lobe bestanden und das Versprechen einer baldigen Anstellung



erhalten hatte. „Nur das Versprechen,“ klagte er, „es kann lange dauern, bis es in Erfüllung geht, und ich thäte so gern etwas für die Mutter, die sich und mich seit Jahren durch Unterricht in Handarbeiten, durch Arbeiten für andere Leute ernährt.“

Als am Thore die beiden Wanderer schieden, lud der Seemann seinen Begleiter ein, ihn doch am folgenden Tage in seinem Gasthause zu besuchen.

Der Wirth zur Krone war ein sehr gesprächiger Mann, der Seemann erfuhr von ihm bald die neueste Geschichte der Stadt, eine an Klagen gar nicht arme Geschichte. Die Steuern seyen hoch, die Mittel zum Erwerbe knapp, der Handelsverkehr habe durch Anlegung neuer Straßen, die den Ort nicht berühren, sehr abgenommen. Der Justizhof, der früher hier seinen Sitz gehabt hatte, war verlegt worden, dadurch war der Preis des Grundeigenthumes gesunken. „Auch bei mir tranken die Herren von der Justiz manche Flasche, ich hatte gute Kunden unter ihnen. Und sehen Sie, bester Herr, die Wohnungen sind wirklich seitdem schrecklich im Preise gefallen. So zum Beispiel ein Haus dicht vor der Stadt, Sie müssen daran vorbeigekommen seyn, glauben Sie, es will sich unter annehmbaren Bedingungen ein Käufer dazu finden? Nein. Es gehört Mehren, die bei einem reichen Kaufmann, der Bankrott machte, viel verloren haben, aber sie vermietthen es lieber auf gemeinschaftliche Rechnung, als daß sie es bei den jezigen schlechten Preisen verkauften.“

„Ist das das Haus mit den Säulen auf dem Hügel dicht vor der Stadt?“

„Zu dienen. Das Haus hat eine seltsame Geschichte, ja, ja Hochmuth kommt vor dem Fall, ist ein wahres altes Wort. Da war hier ein reicher Kaufmann, Wittig, dem es gehörte, er hatte sich von Nichts heraufgeschwungen, sein reicher Compagnon starb und hinterließ einen unnützen Wuden, ein verzogenes Muttersöhnchen. Dessen Vormund war Wittig; als die Vormundschaft zu Ende, war es auch ziemlich aus mit des Sausewinds Gelde, er habe das Meiste verthan, hieß es, die Obervormundschaft fand alle Rechnungen richtig. Der junge Sausewind ging mit ein

Paar tausend Thalern, die noch geblieben waren, fort in die weite Welt, vielleicht hat er die Griechen mit frei gemacht und dafür Türkensäbel gefühlt, vielleicht ist er nach Batavia gegangen und hat sich in holländische Montur stecken lassen, jedenfalls ist er wohl gestorben und verdorben, denn man hat nie wieder Etwas von ihm gehört. — Wittig aber war reich, er bezog das Haus, das schönste weit und breit, seine Tochter mußte einen Assessor bei dem Justizhose heirathen, dessen Vater einer der ersten Räte und Präsident der mit dem Justizhose verbundenen Vormundschaftsbehörde war. Die Heirath war zwischen den Weiden schlaw abgekartet. Aber der Herr Geheimerath, ein alter Herr schon, erkrankte schwer, und von seinem Lager verbreiteten sich wunderliche Gerüchte in der Stadt; er könne nicht leben und nicht sterben, hieß es, die rechte Hand, klage er immer, brenne ihn wie Feuer, denn mit ihr habe er Fälschungen verübt, falsche Rechnungen gut geheißen, er habe, von Wittig verführt, den jungen leichtsinnigen Menschen um fast all sein Gut betrogen, Scheinkäufe vollzogen und allerhand Betrug nicht gescheut. So sagte man allgemein in der Stadt und es wird wohl wahr gewesen seyn. — Der alte Justizrath starb, gegen Wittig zeugte freilich Niemand, der junge Thunichtgut war verschollen; aber der Mann hatte viele Feinde, er hatte Manchen gereizt durch sein stolzes Wesen, Manchen hatte auch der junge Wilhelm Herbst, so hieß der Verschollene, gedauert, und klagte ihn auch Niemand an, lebte er auch nach wie vor in seinem schönen Hause; Herr, es ist doch schlimm wohnen in einer Stadt, wo der ehrliche Name fort ist! Für einen Kaufmann zumal ist's schlimm; denn was ist auch der reiche Kaufmann ohne Credit, ohne der Welt Glauben an seine Redlichkeit? Dem Fälscher aber traute Keiner mehr recht, er mußte immer baar Geld haben, wollte er Geschäfte machen, Verluste trafen ihn, eine Baumwollenspinnerei, in der er große Summen angelegt hatte, ging so schlecht, daß sie ihre Arbeit einstellen mußte, kurz, Wittig ging sehr schnell den Krebsgang, endlich erklärte er sich für insolvent, sein schönes Haus mußte er räumen, vor sieben Jahren ist er in großer Dürftigkeit gestorben.

Buch für Winterabende.

„Und seine älteste Tochter, seine Kinder?“

„Zwei Jungen, die er hatte, sind, höre ich, in Hamburg Comptoristen und schlagen sich redlich durch; seine älteste Tochter hätte es wahrhaftig besser verdient; sie ist eine sehr wackere Frau. Sie heirathete den Justizassessor, den Sohn des Geheimraths, der ihrem Vater bei all seinen Spitzbübereien geholfen hatte. Der war ein rechtlicher ehrliebender Mann, er konnte, was sein Vater gethan, welche Schande auf seinem Namen hastete, nicht vergessen, er war ohnehin kränklich und ist dann jung gestorben. Er hinterließ ihr einen Sohn. Für den und für den alten verarmten Vater, so lange der noch lebte, müht sich nun das brave Weib, sie gibt Unterricht und arbeitet für Andere. Meine jüngste Tochter hat bei ihr Schneiderstunde.“

„Und das Haus ist noch zu verkaufen?“

„Ja, Herr; der Bürgermeister ist mit der allmählichen Abzahlung der noch auf dem verstorbenen Wittig haftenden Schulden beauftragt, und er läßt in öffentlichen Blättern das Haus noch immer zum Verkaufe ausbieten.“

Am folgenden Morgen eilte der Fremde zu dem Bürgermeister, er kaufte das Haus für achtzehntausend Thaler. „Wie ist es denn um's Schulwesen in Ihrer Stadt bestellt?“ fragte er.

„Ach, nicht allzugut, unsern Lehrern fehlt es nicht an gutem Willen und an schönen Kenntnissen, aber es sind ihrer zu wenig für die vielen Kinder. Die Stadtgemeinde hat gar viele Lasten zu tragen, durch manche Umstände hat sich der Wohlstand verringert. So hätte ich gern eine Schule für kleine Kinder, eine Warteschule errichtet, die bei den vielen armen Arbeiterfamilien, die hier und in der Umgegend wohnen, sehr gut wirken würde. Aber es fehlt leider dazu an allen Mitteln.“

„Ich schenke dieses Haus der Stadt zur Erweiterung ihrer Schulen, zur Anlegung einer Warteschule für kleine Kinder; ich bestimme die Summe von sechstausend Thalern zur Unterhaltung der Warteschule und zur Anstellung der dazu erforderlichen Lehrer und Lehrerinnen.“

„Wäre es möglich, Herr!“

„Lassen Sie mich jetzt, Herr Bürgermeister. Heute Nachmittag besuchen wir das Haus zusammen.“

Der junge Schullehrer hatte seinen Begleiter im Gasthause aufgesucht. „Sie haben mir auf unserer Wanderung so viel Gutes von Ihrer Mutter erzählt, daß ich wahrhaft begierig bin, sie kennen zu lernen. Führen Sie mich doch zu ihr.“

Sie trafen die Tochter Wittig's in einem engen, aber äußerst sauber gehaltenen Stübchen, wie sie zwei muntere Mädchen in Handarbeiten unterwies. Der Fremde wünschte sie allein zu sprechen und die beiden Mädchen und ihr Sohn verließen das Zimmer.

Der Fremde betrachtete sie einen Augenblick schweigend, es waren noch die wohlwollenden, sanften Züge von ehemals, der Mund, der ihm so oft zum Guten gerathen; aber der Kummer hatte tiefe Furchen in die Stirne gegraben, die Sorge hatte die so glänzenden Locken vor der Zeit gebleicht.

„Marie, erkennst Du mich nicht wieder?“

Sie schüttelte den Kopf. Als er seinen Namen nannte, zuckte sie zusammen.

„Lassen wir die Todten ruhen,“ sagte er sanft, „Du bist ja unschuldig, Du warst mir ja als Kind schon Warnerin, ach hätt' ich auf Dich gehört; uns Beiden wäre vielleicht viel Gram erspart geblieben!“ Und sie sprachen mit einander Stunden lang, sie billigte seine Pläne vollständig.

In den nächsten Tagen war es in dem Hause, das der Fremde gekauft hatte, sehr lebendig; die bisherigen Miether räumten es, Tischler und Werkleute arbeiteten darin, die Zimmer in Schulstuben umzuwandeln. Binnen wenig Tagen sollte Alles in Ordnung seyn, und die Handwerker arbeiteten gern so rasch als möglich, sich dem Manne dankbar zu erweisen, der so Wohlthätiges für ihre Stadt stiftete.

Am 15. Mai sollte die neue Schule bezogen werden, sollte die Warteschule für kleine Kinder in's Leben treten; der Fremde hatte Marie zur ersten Lehrerin und Aufseherin bestimmt, ihr Sohn war gleichfalls als Lehrer darin ange-

stell. Tags vor der Einweihung wollte der Fremde die Stadt verlassen.

„Sie wollen sich dem Danke unserer Stadt entziehen“, sagte der Bürgermeister, als der Fremde in dem von ihm erkauften Hause die Urkunde rechtskräftig ausgestellt hatte, die seine schönen Einrichtungen der Gemeinde für ewige Zeiten überwies, „darum reisen Sie schon heute und wollen nicht einmal die Kinder im Festschmucke sehen, die nun hier unterrichtet werden.“

„Sie haben mich errathen, Herr Bürgermeister, ich reise, weil ich nicht diese Dankfeierlichkeiten liebe, überwachen Sie die Schulen wohl, sorgen Sie, daß Milde, Gottvertrauen in die kindlichen Gemüther gepflanzt werde, das sei mein Dank.“

„Und auch namenlos soll diese Stiftung bleiben, wir sollen nicht einmal wissen, wem unser Dank gebührt.“

„Mein Name ist in Deutschland längst verschollen, lassen wir die Stiftung namenlos bleiben.“

„Seltsame Fügung, morgen am 15. Mai werden die neuen Schulzimmer, wird die Kleinkinderschule eingeweiht und morgen ist der Sterbetag des Mannes, der mit unge- rechtem Gute, seiner Hoffahrt zu fröhnen, dieß Haus erbaute.“

„Gedenken wir auch seiner ohne Haß und Groll, er hat gebüßt, seyn wir milde! — Und nun, mein Wagen erwartet mich in der Stadt, ich reise ab. Noch einmal will ich allein durch die Zimmer gehen. Dann fort dem Meere zu. Leben Sie wohl, Herr Bürgermeister.“

„Gott sei mit Ihnen, edler Mann.“

Der Fremde ging schweigend durch die Schulzimmer, in den untern Räumen war Alles zweckmäßig zur Aufnahme der kleineren Kinder eingerichtet. Thränen entströmten den Augen des Mannes, dann warf er sich betend auf die Knie nieder: Ich habe Dich erkannt, Herr, im Tosen des Meeres, wenn mein Leben wie aufgegeben war und der Tod nach meinem Scheitel faßte; ich habe Dich erkannt, Herr, in Freude und in Noth, in trüben Tagen und in heitern. Du hast mich geführt durch schwere Prüfungen, daß ein mühselig Mannesalter einer vergeudeten Jugend folgen mußte, Du hast mich geführt zu Achtung bei den Menschen und

was höher ist, zu Achtung vor meinem eigenen Gewissen, ich danke Dir, o Herr! Siehe her, dieß ist keine Kirche, die ich Dir erbaue, wo ich anbetend vor Dir niederfalle, es ist das Haus des Mannes, der viel an mir verschuldet, der es mit mir entwandtem Gute aufbaute, er trieb mich fort von hier unstät und das bittere Gefühl erlittenen Unrechts in der Brust. Und dieses Haus, wieder ist es mein, und Deine Gerechtigkeit gab es wieder in meine Hände. So sei es denn Dir geweiht, o Herr, dessen Größe mein irdisch Auge heute am klarsten erkennt. Es sei Dir geweiht, daß dem Werke Deiner göttlichen Gerechtigkeit ein Werk der Menschlichkeit, der Liebe entstamme. Was eigennütziger Hochmuth erbaute, diene den Unmündigen, den Armen, und hier mögen in hundert Kinderherzen Dir die reinsten Altäre erbaut werden, Gott der Liebe, Gott der ewigen Gerechtigkeit!

### Echo.

Den Dichtern in älterer Zeit gab der Wiederhall in Thal und Gebirg oft Anlaß zu hübschen Verspielen. Ein solches Spiel von Georg Philipp Harsdörfer, einem sehr begabten Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, ist auch dieses:

Frage: Echo, was bringt Unschuld?

Echo: Huld.

Frage: Sag, was bringt die Unschuld mehr?

Echo: Ehr.

Frage: Was hilft wider Ungebuld?

Echo: Geduld.

Also kann ein gut Gewissen  
Böse Tage wohl versüßen.

## Das Verfassungsfest in Baden

und

### Sanders Rede zum Verfassungsfeste.

Am 22. August 1818 gab der Großherzog Carl von Baden, schon kränkelnd und mit schnellen Schritten dem Tode entgegengehend, in dem kleinen Schwarzwaldbade Griesbach seinem Lande eine Verfassung, um, wie es im Eingange derselben heißt, „die Unfern Unterthanen gegebene Zusicherung auf die Art und Weise in Erfüllung zu setzen, wie sie Unserer innern, freien und festen Ueberzeugung entspricht.“ — Diese Verfassung hat des Guten viel ge-